

Heinz Breuker

Italienische Geschichten

Vom Verlust des
Selbstverständlichen

Heinz Breuker

Civitas Imperii Verlag – Esslingen / Plochingen



1. Auflage

© 2015 by Heinz Breuker
© 2015 für diese Ausgabe:
Civitas Imperii Verlag - Esslingen / Plochingen
Einband: Ben Berg

Im Bestand der Deutschen Nationalbibliothek
und der Württembergischen Landesbibliothek.

ISBN-13: 978-3-939300-33-5

Besuchen Sie uns im Internet
www.civ-buch.de
Kontakt: info@civ-buch.de

Inhalt

Vorwort	8
Wie gemalt*	13
Zanca.....	21
Nietzsche ist tot*	27
Gott?.....	34
Endlich.....	46
Wiederholter Versuch einer Annäherung.....	49
Armonia.....	59
Herbstfest, oder: Festa d`autunno sabato sera sulla piazza centrale	63
Altes Spiel.....	75
Fellela oder: Vom Verlust des Selbstverständlichen.....	80
Begegnung.....	118
Dank.....	125

* Auch im Buch „... mehr als Glück“ enthalten

Für Erwin

Vorwort

Warum Italien? Weil wir Deutschen es lieben. Nicht alle, aber viele und nicht erst seit ein paar Jahren. Goethe tat es und Rilke und später dann, mit dem so genannten Wirtschaftswunder, ganze Heerscharen von Reichen und Neureichen, es galt als schick und es war günstig.

Goethe und Rilke waren mir noch fremd in meiner Jugend, auch die vielen feinen komplexen kulturellen Wurzeln, und doch hatte auch mich die Sehnsucht gepackt. Sehnsucht nach Meer und Sonne, nach praller südlicher Lebensart.

Beim Vater, der als Soldat in Russland, Afrika, Frankreich und Sizilien gewesen war und der, wie so viele, den schrecklichen Kriegserinnerungen durch Schweigen zu entkommen suchte, war eine Begeisterung für alles Italienische zu spüren. Italien schlug eine Bresche in sein Schweigen.

Lebensfäden erscheinen oft wirr und zufällig, doch schaut man zurück, lässt sich immer wieder eine Art Sinn oder Logik erkennen.

Ich war vierundzwanzig Jahre jung als wir, meine Frau und ich, das erste Mal nach Italien fuhren.

Meine Frau war schon mit dem italienischen Virus infiziert. Bei ihr war es die Kunst, die sie zog und die mehrfachen Erfahrungen in Südtirol im

Sommer und im Winter das Skifahren auf Marmolata und Co.

Wir erbten den alten Käfer ihres Großvaters, den mit der geteilten Heckscheibe, unsere kleine Tochter war gut aufgehoben bei den Großeltern, und die ersten Erfolge in unserer Goldschmiede erlaubten uns unsere erste große Reise. Schmuck beherrschte unser Leben. Wir lebten für ihn und von ihm.

Die kulturellen Wurzeln wurden mir vertrauter und ich wusste, dass die hohe Kunst der Granulation, einer diffizilen Technik, bei der winzige Goldkügelchen (Granalien) mit dem Untergrund verschweißt werden, etruskisches Erbe war. Eine Zeitlang übte ich mich in dieser alten Kunst, und ich wollte die antiken Originale sehen.

Elba, so lasen und hörten wir, sei ein Paradies für Mineralogen und Steinsucher. Wir hofften, interessante Stücke für unseren Schmuck zu finden und dann war da sicher noch der Zeitgeist, dem man sich zwar widersetzen aber nicht entziehen kann.

Das alles kam zusammen, und es schien uns ganz selbstverständlich, dass wir über die Alpen in das Land der blühenden Zitronen fuhren. Der Schmuck war archaisch, zeitlos schön, die

Landschaft voll Poesie; kleine romanische Kapellen, ganz unverhofft am Wegesrand, schenkten uns Momente tiefer Stille, und dann, auf Elba, fanden wir eine Fülle von bizarrem Erz, Hämatit und Pyrit.

Wir schwammen im Meer, stiegen auf Berge, aßen mit gutem Appetit, Pasta, Meeresfrüchte ..., genossen Wein und Sonne, und so wurde auch ich mit dem italienischen Virus infiziert.

Warum sind gerade so viele Deutsche so empfänglich für diese Art der Ansteckung, die man nicht wirklich wieder los wird? Vermutlich, weil wir hier das erleben, was uns in unserer kälteren Heimat fehlt. Wärme der Sonne und des Meeres. Wärme auch zwischen den Menschen. Leichtigkeit, Fülle, Genuss und Lebensfreude, laut, ungebremst, natürlich. Die Grandezza, mit der ein Teller auf den Tisch gestellt wird, die Selbstverständlichkeit, mit der man als Fremder einbezogen wird ins Geschehen, die Großartigkeit, mit der alles inszeniert wird.

So erleben wir es und es begeistert uns, auch wenn wir ahnen, dass das alles ganz anders ist, wenn man hier lebt und die Zwänge und Nöte des Lebens den unseren vergleichbar sind.

Dann, in den achtziger Jahren, die damals so angesagten »Toskana Workshops« Fasten, Meditation, Selbsterfahrung ...

Eine Welle begeisterter, zum Teil auch süchtiger, Seminarteilnehmer überschwemmte, über einige Jahre, die Toskana. Ich schwamm mit, denn auch wenn etwas zur Mode verkommt, muss es nicht zwangsläufig immer schlecht sein.

Interessierte, motivierte Teilnehmer, in schöner Landschaft, bei gutem Essen ...

Für mich waren es immer wieder Höhepunkte im Sommer. Nach dem Seminar gönnte ich mir noch ein paar Tage Urlaub mit dem guten Gefühl, etwas Sinnvolles getan zu haben und nicht zuletzt verdiente ich dabei nicht schlecht. Die Welle, wie letztlich alle, verebbte, verlief im Sand.

Wir waren einige Male in Italien, einmal mit dem Freund zu Fuß über die Alpen, und doch geriet es ein wenig in Vergessenheit. Asien rief uns, und wir folgten diesem Rufen. Asien ist weit, und das Reisen dort, so wie wir es unternehmen, anstrengend, und je älter wir wurden umso anstrengender.

Wir waren umgezogen, vor vierzehn Jahren; das alte Haus wurde renoviert. Der Handwerksmeister, der den Boden neu verlegte, schwärmte von seinem letzten Urlaub auf Elba, und wie wenn wir auf dieses Stichwort gewartet hätten, wurde uns klar, dass wir an unsere erste Reise nach Italien, nach Elba anknüpfen wollten. Seitdem ist kein Jahr vergangen in dem wir nicht ein oder zwei Mal im Jahr auf Elba waren und seit etwa zehn Jahren

immer wieder dort in Zanca, bei Signora Maria. Jetzt, im Nachhinein, erscheinen die Lebensfäden, die uns in den Süden zogen, weniger wirr. Ein Muster, eine sinnvolle, logische Struktur scheint auf, in der die Sehnsucht nach dem Süden, nach Italien, sich ganz natürlich entfalten konnte. Das Gewebe des Lebens, komplex und von nahem betrachtet ein eher unlösbar erscheinendes verknotetes Knäuel, erweist sich mit dem Abstand, den uns das Alter ermöglicht, zunehmend als lesbar, und indem wir darin lesen, wird es uns vertraut und verständlich. Das so gewachsene Verständnis speist sich weniger aus der Quelle intellektueller Analyse, es sprudelt poetisch mit »weichem Fokus« unsere Gefühle nährend, und so bleibt immer ein wenig Spielraum für Entwicklung. So bleibt unsere Erinnerung auf unser Leben selbst lebendig.

Die Liebe zu Italien ist keine Krankheit, kein Virus. Sie erwächst aus dem natürlichen, ungestörten Zusammenspiel einiger Lebensfäden. Darin entfalten sich Schönheit, Sinn, Harmonie und Leichtigkeit, nach der wir uns sehnen und die wir zu verorten suchen.

Italien – Elba ist so ein Versuch der Verortung für mich.

Esslingen, Dezember 2014

Wie gemalt

Italien, Bobbio 2004

Wir waren mal wieder unterwegs gen Süden ohne festes Ziel. Wäre unser Auto ein Pferd, könnte ich leichter verstehen, warum es uns immer wieder auf alten, uns bereits bekannten Pfaden zu Plätzen, Städten, Dörfern führt, die wir vor Jahren bereits besucht hatten.

Autobahnen und große Fernstraßen meidend, sind wir, intuitiv den Weg findend, auf kleinen Sträßchen unterwegs.

Dazu braucht es Zeit, die wir uns einfach nehmen. Wann dann, wenn nicht jetzt? Wir sind jetzt beide über sechzig, und ich fürchte, wir werden keine Zeit mehr dazu haben, sie uns zu nehmen, wenn wir es nicht jetzt tun. Obwohl es uns beiden klar im Kopf ist, dass keine Zeit zu verlieren ist mit Ruhe, Muße und Gelassenheit, ist es nicht gerade die leichteste Übung, gegen den Zeitgeist, langsam, ohne Ziel, kreuz und quer zu reisen, nur den Verlockungen folgend, die Wege, Landschaft, Lust und Neugier uns schenken. Schließlich hat alle Welt keine Zeit, und es haftet unserem Müßiggang fast schon etwas Unmoralisches an. Sei's drum, wir sind also unterwegs auf diesen kleinen, von Frühlingsblumen gesäumten Sträßchen, bei denen uns nur ganz selten ein Fahrzeug entgegen kommt und noch seltener von hinten jemand drängelt, weil er überholen will. Wir pausieren an Flüssen, in kleinen Dörfern im Café, bummeln

durch alte Gassen, erforschen verschiedene Etagen eines italienischen Cimitero, wandern auf schmalen, steilen Maultierpfaden und fahren un-
verhofft durch eine bewaldete Bergwelt, die wir Kanada nennen, weil kein Haus und kein Telefon-
mast mehr zu sehen ist.

Vielleicht haben Autos auch eine Seele, so wie Pferde, oder sicher anders als Pferde, aber doch auch irgendwie ähnlich, so dass sie, wie die Pferde, bekannte Wege und Herbergen ganz von alleine ansteuern. Hatten wir doch selbst die »grün unterlegte« Straße mit besonders schönen Aussichten vermieden und waren auf der noch schmaleren, scheinbar unspektakulärerem, zeitraubenderen Strecke unterwegs und landeten wider Erwarten doch wieder einmal in Bobbio.

Namen und Fakten sind nicht unsere Stärke, die sind schnell vergessen, werden auch oft erst gar nicht wahrgenommen. Was bleibt, ist ein Licht, ein Duft, die Nachtigallen, Begegnungen mit Menschen, Essen und Trinken, Stimmungen. Also passiert es uns immer wieder, dass wir wieder in einem Ort landen und uns erstaunt erinnern, dass wir vor Jahren da drüben eine Pasta gegessen haben, oder ein Dom, ein Platz, eine alte Tür uns bekannt vorkommt. Und dann wundern wir uns, dass es so etwas gibt und wir freuen uns darüber.

Wenn es nicht das Auto war, das uns hergeführt hatte, war es vermutlich unser Unbewusstes, das

noch von der Fülle und Güte der Porcini (Steinpilze) wusste. Und Ulrike erinnerte sich dann daran, dass es im Dom erst einmal ein paar Stufen abwärtsgeht, tritt man durch das mittelalterliche Portal ins Innere.

Wir sind allein mit dem guten Geist hier drinnen, wie er ja oft auf alten Plätzen, in Kirchen, Kapellen wohnt, dem etwas modrigen Geruch, der sich mischt mit den Putzmitteln, der Kühle, der Dämmerung, der grün-goldenen, sakralen Stille. Drei Kuppeln wölben sich über uns und dem schönen Marmorboden. Die mittlere und größte irritiert mich durch ihre Form. Irgendetwas an ihrem Rund scheint nicht zu stimmen. Ich trete genau unter ihre Mitte und jetzt sehe ich, dass sie oval ist. Jetzt ist alles in Ordnung. Ich hatte sie wohl rund gewähnt, und schon kam ich durch die unbewusste Interpretation meiner Wahrnehmung ins Straucheln.

Ein schönes Beispiel dafür, dass ein veränderter Blickwinkel, ein paar Schritte, ein neuer Standpunkt die Welt in einem ganz anderen Licht erscheinen lassen kann. Alles Wahrgenommene wird interpretiert, und diese individuellen Interpretationen erscheinen uns dann als objektive Wirklichkeit, die da draußen ist, und so glauben wir immer wieder, dass wir objektiv sein können, selbst dann, wenn wir es besser wissen. Die mittlere, größte Kuppel war also oval, die zwei kleineren, links und rechts rund, ich war wieder

Wir suchen keine lauten Events, keine spektakulären Kulturdenkmäler, keine Massenveranstaltungen, sondern Ruhe, Stille, Poesie und Schönheit der Natur. Gelassenheit, eine friedliche, stille Freude erfüllt uns dann zuweilen, das suchen wir. Zanca, Elba ist schön, das überschaubare Eiland mit seinem angenehmen Klima, seinen Düften, Blumen, Wäldern, seinen Felsen ganz oben und ganz unten im und am Meer. Das Unternehmen Zanca ist einfach, nicht zu teuer, nicht aufwendig, und Ruhe, Stille, Poesie und Schönheit der Natur finden sich hier im Überfluss. Keine Frage also, warum es uns immer wieder hier her zieht.

Nietzsche ist tot

Elba, 2007

Nichts weist darauf hin, dass wir zirka einhundert Meter tief unter dem glühend heißen Wüstensand des Great Basin in Nevada in Kalifornien sind. Offizielle Karten verschleiern die genaue Lage des mehrere Quadratkilometer großen militärisch-geheimdienstlichen Sperrgebiets. Ohne sehr spezielle Genehmigungen sind die zwei Zufahrtsstraßen tabu.

Nur Gerüchte dringen nach außen, über die Projekte, an denen hier geforscht wird, von wem und für wen ...

Alles unterliegt strengster Geheimhaltung. Und wenn dann doch etwas an die Öffentlichkeit dringt, von dem was hier geschieht, so ist es immer mit einer gewissen Unsicherheit und Fragwürdigkeit belastet. Mittelt man die Gerüchte, so scheint einigermaßen gesichert, dass das abgesperrte Gebiet etwa in der Mitte der Wüste liegt, dass einige Labore zirka in einhundert Meter Tiefe liegen und dass die CIA im Wesentlichen das Sagen hat.

Um in den eigentlichen Laborbereich zu kommen, muss eine Irisdiagnose überstanden werden. Leicht kommt hier niemand Ungebetenes herein, und ungefilterte Informationen kommen nur schwer heraus. Das Leben dort unten soll recht komfortabel sein. Die Luft frisch, und das künstliche Licht ist mit dem Tageslicht fast identisch. So vergisst der Mensch, der hier lebt und arbeitet,

schnell die an sich etwas unheimliche Tiefe, in der er sich befindet. Doch verlassen wir die geheime Tiefe mit einem der rasant schnellen Aufzüge.

Schwerpunkt der Forschungen scheint das Thema Information zu sein. Wie lassen sich Informationen ver- und entschlüsseln? Welche Technik ermöglicht die sicherste und schnellste Informationsübertragung? Die Wissenschaftler sind vorwiegend Physiker und Chemiker. Bevorzugt untersucht, und nicht nur hier, sondern weltweit, werden die spukhaften Fähigkeiten verschränkter Photonen auf ihre Tauglichkeit zeitloser Informationsübertragung über unbeschränkte Entfernungen. (Der interessierte Leser möge hierzu die entsprechende Fachliteratur zu Rate ziehen). Irritierend sind neuere Gerüchte, nach denen hier unten nach einem Gottesbeweis gefahndet wird. Irgendetwas in dieser Richtung scheinen die Forscher in der Hand zu haben.

Soviel zum Umfeld, in dem, der Informationslage nach, tatsächlich zumindest auch nach so etwas Befremdlichem, wie einem Gottesbeweis, gesucht wird. Die ganze Sache hat natürlich auch etwas Peinliches. Welcher ernsthafte Wissenschaftler lässt sich schon auf so eine romantisch-blödsinnige Geschichte ein? Offiziell wird deshalb auch nicht ein Gottesbeweis gesucht, sondern die Forschung soll herausfinden, ob und wenn ja, wer und mit welchen Mitteln extraterrestrische Informationsübertragungen vornimmt.

In der Geschichte der Naturwissenschaft gab es immer wieder fragwürdige, ja bizarre Fragestellungen. Vielleicht, so könnte man meinen, ist dies ja nur ein Beispiel von Vetternwirtschaft oder verwirrte Genies haben diese skurrile Frage ausgebrütet. Bedenklich stimmt, dass an diesen Forschungen weltweit allergrößtes (natürlich auch nur geheim und inoffiziell) Interesse besteht. Zumindest der chinesische, japanische und russische Geheimdienst sind involviert. Der Vatikan ist geradezu verstrickt. Bei so viel Interesse fällt es schwer, das alles nur als einen dummen Scherz oder als Ausgeburt einer aus dem Ruder gelaufenen Wissenschaftsgläubigkeit abzutun.

Trotz des spekulativen Elements durch die verschleierte und nebulöse Informationslage lässt sich die Entwicklung, die zu den geheimen Forschungen geführt hatte, in etwa so rekapitulieren. Als im Jahre 1881 Friedrich Nietzsche seine populär gewordene und oft zitierte Formel:

*»Gott ist tot.«
Nietzsche*

ausgab, war das Echo, wie zu erwarten, groß. Die Empörung bei den Einen war groß und die Begeisterung bei den Anderen stand dem in nichts nach. Neun Jahre später starb Nietzsche. Kurze Zeit danach, und hier beginnen bereits die ersten Widersprüche, von ein paar Tagen, bis etwa sechs Wochen nach seinem Tod ist die Rede, findet sich

von einem Unbekannten geschrieben ein Graffiti in einem kleinen Schweizer Bergsdorf. Der gesprühte oder gepinselte Text war nur etwa DIN A4 groß. Der Inhalt:

»Nietzsche ist tot.«
Gott.

Niemand ging damals davon aus, dass der unbekannte Autor mehr als ein humoriger, normaler Durchschnittsbürger war, und so gab es auch verständlicherweise keinerlei Nachforschungen nach ihm. Als Gottesbeweis galt die signierte Botschaft nur einigen wenigen religiösen Spinnern, die niemand ernst nahm. Die Nachricht vom Schweizer Nachruf erschien in einigen Gazetten und verschwand dann wieder schnell aus den Medien. Gottes Antwort wird seitdem in gewissen Kreisen bis heute gerne als witzige Geschichte erzählt, über die, bis heute, immer noch gerne gelacht wird.

Merkwürdig wurde die ganze Geschichte erst zirka drei Monate nach dem Tode des großen Philosophen. Jetzt tauchte die göttliche Reaktion wieder und wieder, allerdings nicht immer deckungsgleich, erneut in den Medien auf. Auch Fotos wurden publiziert, als ob ein Foto, ähnlich wie bei den vielen Fotos angeblicher Ufos, ein Beweis wäre. Das leuchtend rote Zitat tauchte auf gekalkten Wänden, auf Scheunentoren, Felsen, in den Toiletten fragwürdiger Kneipen, in U-Bahn-Schächten

und auf Schulhöfen auf. Es wurde inflationär und lästig. Man ging der Sache nach. Weniger aus wissenschaftlicher Neugier oder gläubigem Interesse, sondern mehr in der Hoffnung, die Schmierer und Sachbeschädiger dingfest zu machen und Entschädigungen zu verlangen.

Jetzt tauchten Augenzeugenberichte auf, die von einer Art Aura bzw. einem merkwürdigen Leuchten der roten Schrift berichteten, und jetzt entfaltete sich zunehmend ein Interesse ganz anderer Qualität. Die katholische Kirche fühlte sich bemüßigt, göttliche Autorenschaft zu dementieren, und im Gegenzug mehrten sich Gerüchte, in denen die Heiligkeit und Präsenz Gottes angeblich eindeutig erfahren worden war. Es kam zu Erscheinungen und den ersten Heilungen, wie sie ja immer im Zusammenhang mit neuen Offenbarungsorten Gottes geschehen. Das Interesse schäumte hoch. In den Reihen der Katholiken gab es jetzt Gegner und Befürworter der göttlichen Antwort, und die Glaubwürdigkeit ganzer Gemeinden wurde heftig angezweifelt bzw. verteidigt. Die Protestanten hielten sich im Übrigen vornehm oder klug in diesen Fragen zurück, wie übrigens auch die offiziellen Vertreter der anderen Weltreligionen.

Bis heute ist nicht eindeutig geklärt, ob und wo diese humorvollen oder rachsüchtigen Todesnachrichten tatsächlich existierten, doch sicher ist, dass sich die CIA für die Sache interessierte. Nähere Umstände sind nicht bekannt, doch scheint

unbestritten, dass die CIA über eine kleine Menge der roten Farbsubstanz verfügte und diese im eingangs erwähnten Forschungszentrum untersuchte und, und das ist wirklich erstaunlich, sich bis heute noch damit beschäftigt.

Soviel zur Geschichte.

Nun wird es mysteriös, denn gekalkte Wände, rote Farbe oder Scheunentore, jede Substanz besteht aus Atomen, so der Stand unseres Wissens über die materielle Welt. Doch was die Forscher fanden, bzw. nicht fanden ist genauso bemerkenswert wie der Spuk der verschränkten Photonen. Glaubt man den Gerüchten der wie gesagt nicht immer ganz einwandfreien Informanten, so fanden die Forscher nichts von dem, was sie erwartet hatten. Keine Atome, keine Moleküle, keine Strukturen, keine elektrischen oder magnetischen Felder. Sie hatten etwas Rotes in der Hand, doch, so scheint es, es ist nicht von dieser Welt. Es muss ja deshalb nicht zwingend die Handschrift eines humorvollen Gottes sein, die uns Nietzsches Tod verkündete, doch eine irgendwie extraterrestrische Informationsübertragung einer unbekannteren Spezies scheint nicht ganz ausgeschlossen. Vielleicht ist es aber doch ein ganz wunderbarer, genialer und humorvoller Hinweis Gottes, dass irgendwo zwischen verschränkten Photonen und einer atomlosen roten Materie nach ihm zu suchen sei. Eine Ermunterung an uns, weiter zu forschen, bis der Beweis seiner Existenz erbracht

ist. So gesehen wäre das rote Graffiti tatsächlich ein Meilenstein bei den seit Menschengedenken unternommenen Versuchen eines Gottesbeweises, und wird bei genauer Betrachtung dabei nicht auch die Frage nach Nietzsches Tod wieder offen?

Gott?

Elba, 2009

»Schweig und schwätze nicht über Gott; denn damit, dass du von ihm schwätze, lügst du und tust Sünde. Willst du also ohne Sünde und vollkommen sein, so schwätze nicht von Gott. Du sollst auch von Gott nichts verstehen, denn Gott ist über allem Verständnis«.

Meister Eckhart (1260-1327)

Damit ist alles gesagt, die Betrachtungen zu Ende, bevor sie begannen. Denn es ist keine Frage, Gott entzieht sich jeder Erkenntnis, es lässt sich nichts über ihn sagen, er lässt sich nicht verstehen. Punkt.

Worüber zu reden ist: über die menschlichen Gottesbilder, die mächtigen Wirkungen der Konstruktionen auf uns Menschen. In der Psychotherapie wäre es ein Kunstfehler, die religiösen Ressourcen nicht zu nutzen, und es wäre ein schwerer Fehler, religiöse Traumata nicht zu bearbeiten. Auch außerhalb von Therapien helfen Reflexionen, über die persönliche religiöse Entwicklung, das Verständnis für das eigene Gewordensein zu fördern. Die folgenden Erinnerungen und Betrachtungen sind sehr persönlich, und doch mag daran etwas von der großen Kraft und Bedeutung deutlich werden, die religiöse Sozialisation ganz allgemein für die Entwicklung von Identität und Persönlichkeit haben.

»Lieber Gott mach' mich fromm, dass ich in den Himmel komm'.«

Möglicherweise ist dies der Text, der am weitesten in meine frühe Kindheit zurückreicht, an den ich mich erinnern kann. Vermutlich war ich drei – vier Jahre alt, als ich ohne den Ritus verschiedener Gebete nicht einschlafen konnte/wollte. Es war ein gutes Gebet, gab ich doch mit meiner Bitte an den lieben Gott, ihm die Verantwortung nicht nur für mein gesamtes zukünftiges Erdenleben, sondern gleich auch noch für mein Leben danach.

Da der Vorname meines Kleinkindergottes »lieber« war, war ich sicher, dass ich bei ihm gut aufgehoben war. Natürlich konnte ich das nicht reflektieren, und doch, so glaube ich mich zu erinnern, ging davon eine große, umfassende Beruhigung aus.

Die vierzehn Englein, die zu meinem Schutz vor dem Einschlafen um mein Bett gruppiert wurden, waren konkreter und in ihrer beruhigenden Wirkung nachvollziehbarer.

»Abends wenn ich schlafen geh', vierzehn Englein um mich steh'n«.

*Zwei zu meiner Rechten, zwei zu meiner Linken,
Zwei zu meinem Haupte, zwei zu meinen Füßen ...«*

Dann kommt eine Lücke in meiner Erinnerung, doch die Aufgabe der letzten zwei Englein, erinnere ich wieder. Sie sollten mich dereinst ins

»himmlische Paradies« geleiten. Eine schöne, wenn auch etwas frühzeitig erbetene Begleitung.

So eskortiert ließ sich verständlicherweise gut schlafen und verpflichtete zumindest einen der Eltern, noch ein wenig bei mir zu bleiben. Also gab es zumindest noch ein drittes Gebet, von dem ich nur noch erinnere, dass es darum ging, die Eltern und die Schwester, Oma und Opa, Freunde und Menschen, die aus irgendeinem Grunde gerade wichtig für mich waren, der Obhut des lieben Gottes zu empfehlen.

Der liebe Gott war gut für mich damals, glättete er doch die Wogen meiner zuweilen aufgeregten oder verstörten Kinderseele. Erstaunlich und bedeutsam ist, dass ich mich, jetzt fünfundsechzig Jahre später, noch daran erinnern kann.

Merkwürdig war es schon, später dann so mit zehn bis elf Jahren, was mir zugemutet wurde. Gott blieb Zuflucht und Hoffnung, aber er verlangte zunehmend seinen Preis. Er wollte gelobt und gefeiert werden. Ich wurde Messdiener. Vor der Schule kam der Gottesdienst. Ich war vorbildlich, aufmerksam, konzentriert, diszipliniert. Ich glaubte, meine asketische, extreme Disziplin, mit der ich mir jede gedankliche Abschweifung, jede körperliche Unruhe verbot, würde die Beziehung zu Gott, besonders zu seiner Spezialform als Gottessohn, verbessern. Ich bat um Zeichen, ein kleines Lächeln vielleicht, ein Zucken einer Wimper,

ein Nicken des Kopfes des Allmächtigen, der da vor mir am Kreuze hing. Nichts. In der Erwartung, dass mit mehr Bescheidenheit in der Bitte um ein Zeichen sich meine Chancen erhöhten, bat ich nur noch um ein wenig Helligkeit um den Kopf des Gekreuzigten. Fehlanzeige. Manches Mal schien sich das Erbetene anzudeuten, doch wenn ich dann noch angestrenzter, fokussierter, schärfer hinsah, wurde ich immer wieder enttäuscht. Immer wieder musste ich mir eingestehen, dass ich noch nicht würdig für so eine kleine göttliche Geste war. Es blieb über Jahre die Hoffnung, und es wuchsen meine Zweifel. Mit zehn Jahren die erste heilige Kommunion. Wir wurden lange für dieses Ereignis präpariert. Da verwandelte sich in der Wandlung der Messe die etwas fade schmeckende Hostie in das Fleisch Christi. Durch die Beichte gereinigt, wurde empfohlen, dieses Gottesfleisch zu essen, um geheiligt zu werden. Wohlgemerkt, das war nicht symbolisch gemeint, sondern konkret. Schwer zu schlucken für mich. Und ich schluckte auch dies. Zuweilen war ich so zerrissen, dass es wohl an religiösen Wahn grenzte. Drohend lauerte die ewige Strafe in der Hölle. Ewig, nicht vorzustellen und doch schrecklich. Also schluckte ich noch ein paar Jahre. Immerhin war ja auf der anderen Seite auch das Versprechen ewiger Glückseligkeit im Himmel. Das war ja auch keine Kleinigkeit. Ich hatte niemanden, mit dem ich reden konnte über meine Ängste und Zweifel, außer mit Gott, keine gute Wahl in diesem Fall.

Mein letzter Versuch, ich weihte mein Leben dem unheimlich lieben Gott. Ich versprach, Priester zu werden. Ich versprach, als Missionar in Afrika für ihn zu werben. Auch dieses Opfer wurde verschmäht. Wie mächtig motivierend oder zerstörerisch solche frühen Überzeugungen doch sind, lässt sich an diesen Beispielen erahnen. Und weil sie so stark und bedeutsam sind, lassen sie sich so schwer relativieren. Im positiven Sinne bedeutet das psychische Stabilität, negativ gesehen sind sie der Stoff, aus dem Neurosen und Psychosen wachsen.

Frühe Erfahrungen prägen uns ganz entscheidend, und wenn solche Erfahrungen erinnert werden, deutet das darauf hin, dass sie besonders bedeutsam, prägend waren. Vergleichbar einem räumlichen Modell, bei dem die frühen Erfahrungen, unser Wesenskern als Mittelpunkt spätere Erfahrungen um sich herum ansiedelt, die dann vom Kern atmosphärisch eingefärbt werden. So entwickelt sich Persönlichkeit, die, trotz aller Brüche und Widersprüchlichkeit, die zum Menschsein gehören, homogen, typisch oder charakteristisch erlebt wird. Da wir nicht wirklich etwas vergessen können in dem Sinne, dass es physiologisch gespeichert bleibt, wird meine Art und Weise in der Welt zu sein auch heute noch von diesen frühen Glaubenssätzen beeinflusst. In meinem heutigen Gottesbild keimt, vielleicht in einer Art Gegenreaktion, immer noch ein Nachhall dieses lieben Gottes.

Mein Verhältnis zum lieben Gott verkomplizierte sich verständlicherweise in dem Maße, wie sich sein Liebsein relativierte. Mit den Jahren wurde er gerecht, fordernd, drohend, widersprüchlich, eifersüchtig. Er wurde anstrengend und zur Herausforderung. Ihn einfach aufgeben, gelang mir nicht, gab es doch zu viele erdrückende Beweise. Eltern, Lehrer, die Erwachsenen schlechthin schienen alle an ihn zu glauben. Die sakralen Bauten und Kunstwerke zu seinen Ehren waren unübersehbar und wirklich beeindruckend, und den Wirkungen der religiösen Inszenierungen der katholischen Kirche mit ihrer Pracht und Komplexität konnte ich mich nicht so einfach entziehen. Das alles konnte doch nicht bloß verführerisches Theater sein. Erst mit der Pubertät verwandelte sich der liebe Gott eindeutiger zu einem abstrusen, grausamen, psychotischen Monster für mich, einem bösen Geist, der alles von mir wusste und der mich nicht kampflos freilassen wollte. Ich fürchtete ihn, haderte mit ihm und hing an ihm vergleichbar dem Opfer, das sich mit seinem Peiniger identifiziert. Es dauerte noch Jahre, bis ich mich frei fühlte mit dem Bewusstsein, dass dieses Gottesbild nur eine menschliche Konstruktion war. Auch wenn es peinlich ist und schwer verständlich, ich brauchte weitere Jahre, um ganz offiziell den mächtigen Schoß der Mutter Kirche zu verlassen. Gott war tot, endlich. Dennoch, auch in meinen entschiedensten atheistischsten Phasen blieb ich religiös. Religiös in dem Sinne, dass ich mich in ein größeres Ganzes eingebunden

etwas vor, damit Ulrike bequemer einsteigen kann und entschuldigt sich dabei immer wieder über die Enge. Sehr zuvorkommend.

Die zwei vermeintlichen Engländerinnen sind aus Mailand. Die Fahrerin, die ältere der beiden Schwestern, arbeitet in London. Sie machen hier Urlaub. Sehr angenehme, kultivierte, hübsche Frauen um die vierzig. Wir unterhalten uns auf Englisch.

Armonia war uns beim Frühstück verheißen worden, und es sieht ganz danach aus, als ob da jemand darauf achtet, dass sich eine Balance oder Gerechtigkeit oder, ja, dass sich eine Harmonie einstellt in unserer immer wieder spannenden Beziehung. Ab und zu scheint es jemand wichtig zu sein, dass wir neben den nicht zu vermeidenden Konflikten und Spannungen harmonieren. Vielleicht ist es aber doch mehr ein Verdienst unserer Bemühungen um gegenseitiges Verstehen und wachsende Toleranz?

Die Wanderung war sehr schön und die Frage, von was ich nachts träume, wurde an diesem Tag nicht weiter erörtert.

Herbstfest oder: Festa d`autunno Elba, 2013 **sabato sera sulla piazza centrale**

Nicht, dass ich italienisch könnte, aber ist es nicht die reinste Poesie?

»Festa d`autunno sabato sera sulla piazza centrale«, das ist Musik für mich.

Die bunten Plakate sind nicht schwer zu entziffern: »Herbstfest am Samstagabend auf dem zentralen Dorfplatz«, dem neuen Parkplatz mit Blick aufs Meer und am Abend auf die so häufig spektakulären Sonnenuntergänge. Deshalb ist der Platz des Abends bei Touristen so beliebt.

»Kaffee und Kuchen, Wildschwein und Fisch vom Grill, Wein der hiesigen Winzer und Musik von dem beliebten Duo ...
Herzliche Einladung!«

Schon vor dem offiziellen Beginn am Nachmittag, wir gingen auf unserem Weg zum Strand am Festplatz vorbei, wurde gegessen und getrunken. Die zwei Musiker prüften Mikrophone und Verstärker und wir, wir glaubten viel Zeit zu haben, da in Italien alles etwas später stattfindet. Das Abendessen zum Beispiel.

Das Meer war unruhig, der Wind frisch, und im hohen, weiten, blauen Himmel segelten zunehmend große zum Teil dunkle Wolken. Es wurde schon früh kühl und wir gestanden uns ein, dass

wir nicht sicher waren, wie lange das Fest, das wir nicht verpassen wollten, gehen würde.

Unsere Befürchtungen scheinen gerechtfertigt. Der Platz ist ziemlich leer, sieht man von den vielen Papptellern und Bechern einmal ab, die Stimmung ist lustlos, die Grillfeuer qualmen ungenutzt vor sich hin, die Musiker machen Pause, und aus den Lautsprechern dudeln amerikanische Hits. Es ist wohl vorbei, das Fest. Schade.

Wir hatten uns in Schale geworfen, und wir hatten Hunger, deshalb entscheiden wir uns doch noch für zwei der angepriesenen Spieße. Die dauern, weil die Feuer nicht mehr richtig brennen. Die Köche und Bäcker in ihren Verkaufsständen scheinen müde und frustriert, vermutlich haben sie kein gutes Geschäft gemacht heute.

Die Spieße sind riesig, das Brot alt, der Wein räß.

Die ersten Fledermäuse flattern über den Platz und der Himmel, dramatisch schön, verwandelt sich farbenprächtig in eine gold, orange, grau-blaue, violette, sich langsam verdunkelnde Silhouette. Wenigstens das ist noch wie erhofft. Auch auf die Sterne ist noch Verlass.

Wir haben den besten Platz auf dem Platz mit Blick auf Meer und Himmel und auf der anderen Seite auf die kleine Bühne und die freie, zum Tanzen vorgesehene Fläche.

Die Spieße sind zu gewaltig und wir erlauben uns, etwas übrig zu lassen. Schnaps gibt es keinen, aber eine verwaiste Flasche Wein auf dem Tisch, und der schmeckt richtig gut.

Die zwei Musiker (Gitarre, Bass und Gesang) spielen noch eine Runde, und einer der einheimischen Gäste singt mit viel Gefühl und Einsatz ein paar offensichtlich sehr beliebte italienische Lieder. Der Beifall fällt erstaunlich reichlich aus.

Kinder und Jugendliche spielen »Fangen«, und die ganz Kleinen sind sehr beeindruckt von Kapelle und Lichtern und Musik, und sie wagen die ersten Tanzschritte. Schön, wie ungeniert die Kinder sind, ganz bei der Sache, versunken, dem Rhythmus ergeben, ohne auf ihre Wirkung zu achten, so wie die »Roos` ohne warum blüht«. Und die Erwachsenen mischen sich nicht ein, lassen sie einfach gewähren, freuen sich an ihnen. An unserem langen Tisch sitzen noch zwei deutsche Paare, die uns weitgehend in Ruhe lassen. Sehr angenehm.

Es wird aufgeräumt, Pappgeschirr und Plastikbesteck kommen in die großen Müllbehälter, Stühle werden gestapelt, die ersten Stände schließen. Feierabend. Schluss. Basta.

Die Budenbesitzer sind müde und setzen sich an den Rand der Tanzfläche. Einige kennen wir vom Sehen. Den Chef vom Sotto Mare und die rundliche Köchin. Die sehr blonde Verkäuferin mit dem

klassischen griechischen Profil, bei der ich seit Jahren mein mezzo Ciabatta kaufe und die mir im Frühjahr stolz ihren Ring gezeigt hat – endlich verheiratet. Die Wirtin unserer Lieblingskneipe mit ihren Töchtern. Einige ältere Nachbarn aus Zanca, dem Ort des Geschehens und den Kapo des hiesigen Alimentari. Alle sind festlich gekleidet und die, die gegrillt und eingeschenkt haben, tragen eindrucksvolle weiße Schürzen.

Melancholie liegt in der Luft. Die Geschäfte liefen mau, die Veranstalter enttäuscht und erschöpft, die Luft ist raus aus der Festa und ein wenig zu kalt für diese Jahreszeit. Nur die Kinder sind munter, staunen und tanzen und rennen, und die Größeren, die Jugendlichen, geben sich cool. Das ist schön zu sehen.

Wir sind warm angezogen, satt und trotz des nicht gerade fröhlichen Festes zufrieden und schwanken, ob wir in dieser Abbruchstimmung noch etwas zu trinken holen. Es ist auch gar nicht sicher, ob wir noch etwas bekommen. Die Blonde mit den griechischen Ahnen macht's möglich, und zum Wein gibt es noch frisches Brot. Morgen sei ihr letzter Arbeitstag, erzählt sie mir. Ihr sei gekündigt worden und sie hat noch nichts Neues in Aussicht. Doch sie wirkt zuversichtlich, wenn ich sie richtig verstanden habe, hat ihr Mann eine gute, sichere Arbeit. Erst jetzt werden wir zur Kenntnis genommen, die, die wir flüchtig kennen, nicken uns zu, lächeln, »come va«? Auch das ist

schön und mischt sich in uns mit der Melancholie auf dem Platz, den Lichterketten und Sternen und den sehr emotionalen Liedern von Liebe und Abschied. Das alles mischt sich ja auch in den Anderen, und es scheint so, als ob in dieser Melancholie etwas ausgebrütet wird, etwas was diesen traurigen Schluss verhindern möchte.

Das Jahr war gut gewesen. Der Wein süß, das Wetter nicht zu extrem und die Gesundheit der meisten hier in Zanca, soweit wir wissen, zufriedenstellend. Ein Jahr, das einen fröhlicheren, dankbareren Abschluss verdient hätte.

Wir wissen nicht, ob solche Gedanken gedacht werden. Wir wissen nicht, warum die junge Familie so spät noch auftaucht und der stolze Vater mit seiner kleinen Tochter auf dem Arm einen Walzer tanzt, auch nicht, was den schüchternen Wirt ermutigt, seinen Arm um die Taille seiner Köchin zu legen, nicht warum sie dies zulässt, obwohl sie so ausgesprochen resolut ist und die Hand auf ihrer Hüfte den Takt nicht trifft. Wir wissen nicht warum, doch die Veränderung der Stimmung ist nicht zu übersehen, nicht zu überhören, ihr ist nicht zu entgehen.

Vielleicht war es Trotz? Ein Dennoch? Auf jeden Fall, die dralle Köchin bespricht etwas mit den Musikern und beim nächsten Stück steht sie stolz und aufrecht allein auf der Tanzfläche, hebt langsam mit Grandezza ihre Arme und beginnt

anmutig ihre Hände mit kleinen, verhaltenen Kreisen, dabei mit den Fingern im Takt schnippend, tanzen zu lassen, vergleichbar den weichen, fließenden Bewegungen indischer Tempeltänzerinnen, deren Hände und Finger schlangengleich ohne Knochen auszukommen scheinen, vergleichbar auch spanischen Flamencotänzerinnen, auch sie stolz und aufrecht, die nur mit diesen weichen wie präzisen Bewegungen von Fingern und Händen eine fesselnde Dramatik erzeugen können. Erstaunlich, welche Grazie füllige Frauen entwickeln können.

Toll.

Die Wirkung ist umwerfend, vor allem, weil sie nun auch noch ihre Hüften schwenkt, den Hals biegt und mit den Füßen tanzt. Das war ein Tanz, natürlich, selbstbewusst, weiblich, archaisch, anmutig, ja voller Grazie.

Auch die Musiker sind begeistert, sie spielen wieder voller Schwung und man spürt ihre Freude beim Spiel. Die Kinder sind nicht zu bremsen, vor allem die kleinen sind ganz außer sich vor Begeisterung. Die Frauen, die am Rand stehen oder sitzen, können nicht länger ruhig bleiben, auch nicht die alte Dame im Rollstuhl, auch sie wippt mit ihren Füßen. Langsam wagen sich immer mehr Frauen auf die Tanzfläche und dann, zögerlicher noch, auch die ersten Männer. Es wird getanzt und gesungen. Ein Grill wird wieder entfacht,

und es spricht sich offenbar schon herum, dass das Fest nun doch so richtig in Schwung kommt, es kommen einige neue Gäste aus der Nachbarschaft.

Bei den Aufräumarbeiten, weiter hinten zwischen den Ständen, wird im Takt der Musik aufgeräumt, gestapelt, verpackt, der Müll entsorgt, der Nachbarin eine Pirouette abverlangt. Es wird gesungen, gelacht, gescherzt.

Die herausragende Schönheit des heutigen Abends, die schärfste Braut, (man verzeihe mir die gröbliche Ausdrucksweise) die ausgeschnittenste, highgehealste, langbeinigste, blondeste, figurbetonteste, knappst behoste, kurvenreichste, schmaltaillierteste ...

Zugegeben sie hat etwas Billiges und doch, sie hat was, zieht ihren Freier, einen langweiligen Flegel am Jackett zu den Tanzenden, zieht an seinem Hals, zieht die Blicke, begierige wie missbilligende, auf sich. Nicht nur weil sie so aufreizend ausgestattet ist, sondern auch, weil sie sich so bewegt. Sie machte ihr Sache gut, und mit der Zeit wird sogar ihr blasser Kavalier etwas munterer.

Die Tanzfläche füllt sich. Auch die beiden Paare von unserem Tisch mischen mit, und wie man es ja von ähnlichen Situationen kennt, liegt in dem Bemühen des älteren Liebhabers, jugendliche Geschmeidigkeit vorzuführen, etwas Tragisches.

Fellela oder: Vom Verlust des Selbstverständlichen

Elba, 2013

In zweierlei Hinsicht war er blauäugig; zum einen, ganz konkret, hatte er eine blaue Iris. Nicht übermäßig blau, weder besonders dunkel oder hell. Ein helles Veilchenblau, eher unauffällig. Doch wenn er besonders gebräunt war, vielleicht noch ein zur Augenfarbe passendes Hemd trug und ganz besonders, wenn das Sonnenlicht seine Augen traf, während er im Halbschatten einer Pergola, zum Beispiel, saß, dann leuchteten seine Augen intensiv von eindrucklichem Blau. Er hielt sich nicht für besonders attraktiv, jetzt sowieso nicht mehr, gestern feierte er seinen neunundsechzigster Geburtstag. Die linke Hüfte schmerzt zuweilen beim Gehen, und an seine morgendlichen Rückenbeschwerden hatte er sich gewöhnt und war froh darüber, dass es nach dem Frühstück in der Regel wieder besser ging. Immerhin konnte er sich dann schmerzfrei Socken und Schuhe anziehen. Er trieb ein wenig Sport und hielt sich mit seinem großen Garten körperlich einigermaßen fit, aß gern, abends allerdings nur wenig, damit sein kleiner Altersbauch im Rahmen blieb. Er war mit sich, mit seiner körperlichen Fitness, zufrieden.

Er rauchte gerne Zigarren, trank regelmäßig Wein, Bier und zuweilen einen guten Schnaps und hatte die Zeiten, in denen er heftige Räusche auskurieren musste, seit langem hinter sich.

Er war mit seinem geruhsamen, lustorientierten Leben zufrieden.

Der ganz große Erfolg war in seinem Leben ausgeblieben. Obwohl, er war immer recht erfolgreich gewesen, als Künstler, Designer, Goldschmied, in dem Sinne, dass er sich und seine Familie ernähren konnte. Eine nationale oder gar internationale Bedeutung erlangte er nie. Auch in den letzten dreißig Jahren als Psychotherapeut war er in bescheidenem Sinne erfolgreich gewesen. Die Praxis lief gut, seine Patienten wurden gesund. Obwohl er wusste, dass dabei seine Bemühungen eine unsichere Rolle spielten, hielt er sich ihre Gesundheit auch als persönliches Verdienst zugute. Er hielt sich selbst für einen begabten Therapeuten, die Arbeit fiel ihm leicht, sie war interessant, und sie verlieh seinem Leben Sinn. Auch hier blieben herausragende Leistungen aus. Er wurde nie zu bedeutenden Kongressen eingeladen, hatte nichts Wissenschaftliches veröffentlicht, und seine kleinen Texte, die er hin und wieder verfasste, fanden keinen Verleger.

Dennoch, er war zufrieden und hatte vor, weiterhin zwei bis drei Tage in der Woche zu arbeiten. Er hielt sich für ein Glückskind. Die Tochter war erfolgreich und meisterte ihr Leben mit einer Mischung aus Lebensfreude und Stress, wie das

Leben eben so spielt, und er hatte gelernt, sich um sie keine Sorgen mehr zu machen. In den letzten Jahren hatte sich eine zunehmend liebevolle und wertschätzende Beziehung entwickelt. Auch als Vater war er zufrieden, ja, er bemerkte manchmal, dass er stolz auf seine Tochter war.

Ganz entscheidend an seinem Glück war die tiefe Verbundenheit und Vertrautheit zu seiner Frau. Sie hatten schwierige Zeiten hinter sich, und er hatte das Glück, dass mit dem Alter ihre Zuneigung zueinander an Tiefe zunahm.

Er wusste natürlich, dass die Erinnerung gerne das Vergangene verschönt. Er wusste, dass dieser einseitig positive Blick auf sein Leben weder objektiv noch korrekt war, und doch war er, alles in allem, mehr als zufrieden mit seinem Leben.

Seit gut zehn Jahren reiste er mit seiner Frau ein bis zwei Mal im Jahr für drei bis vier Wochen nach Elba. Meistens im September, oft auch im Mai. Seit zehn Jahren lebten sie dann auf kleinstem Raum bei Signora Maria, im großen Garten, mit Blick auf das Meer, auf Korsika und die kleine Insel Capraia und abends auf die untergehende Sonne. Schön war das. Vieles war vertraut, und doch entdeckten sie noch immer neue Wege, eine neue kleine Bucht, eine für sie neue Osteria.

Die Gleichförmigkeit ihrer Urlaube würzten sie mit der ungeplanten An- und Abreise. Sie waren

dann jeweils drei bis vier Tage unterwegs, alles war offen, nichts reserviert, und so erlebten sie immer wieder kleine Aufregungen und Abenteuer, Herausforderungen, ohne die dem Leben etwas fehlt.

So war es auch dieses Mal wieder gewesen. Alles schien wie immer. Die schreienden Kinder auf der Fähre waren vielleicht noch rücksichtsloser geworden, und die Abhängigkeit von kleinen elektronischen Geräten, deren Namen er nicht kannte, hatte, so schien es ihm, weiter zugenommen. Alles wurde fotografiert, viel telefoniert, und fingerfertig wurde mit diesen handlichen Alleskönnern exzessiv gespielt, ein offensichtliches Suchtverhalten.

Er las ein Buch über das Altern eines prominenten Kollegen; dieser empfahl darin die neuen Medien zu nutzen, um nicht zu vereinsamen. Nun ist an dieser Empfehlung nicht alles falsch, doch so unkritisch wie sie daherkam, verwunderte sie ihn. Als dem alternden Leser dann noch Schönheitsoperationen und das Kaufen von Markenprodukten empfohlen wurden, um auch im Alter noch attraktiv zu sein, konnte er es kaum glauben.

Es war wohl doch nicht alles gleich geblieben. Soviel Unkritisches von einem renommierten Wissenschaftler hatte es früher nicht gegeben. Die Welt, der Zeitgeist hatten sich offenbar gewaltig verändert, und er hatte es nicht gemerkt.

Die Bläue seiner Iris hatte für ihn eine tiefere Bedeutung, als es ihm zunächst selbst erschien. Er hatte sich schon gewundert, warum er so nachdrücklich darüber schrieb. Jetzt erinnerte er sich. Als Kind hatte er häufig Komplimente wegen seiner schönen blauen Augen bekommen, und diese Komplimente hatte er verinnerlicht, um damit seine nicht sehr überzeugende Attraktivität aufzubessern. Er war der zartgliedrige, nicht sehr große, nicht sonderlich kräftige Junge mit den schönen blauen Augen. Später, als junger Mann, war er nicht gerade stattlich, aber er hatte schöne blaue Augen. Das machte einiges wett. Sein Charme, sein Humor und seine Fähigkeit, die Welt um ihn her differenziert zu betrachten, füllten seinen Selbstwerttopf so weit, dass er sich selbst ganz passabel fand.

Und jetzt, wenn er zurückschaute: Er hatte Freunde, ein erfülltes Leben und, wenn auch in Maßen, ein erfolgreiches Leben gelebt. Er war zufrieden. Er hatte von sich selbst den Eindruck, dass er beliebt war, freundlich und witzig wie er sein konnte, und aus all diesen Gründen, mit all den glücklichen Fügungen, empfand er sich als Glückskind, jemand der vom Glück begünstigt wurde, und diese Einschätzung war wohl entscheidend für seine zweite Blauäugigkeit. Er war naiv.

(Woher stammt wohl die Verbindung von Blauäugigkeit und Naivität? Er wird dem nachgehen.)

War er wirklich naiv, oder war es mehr ein ausgeprägter Hang zum Optimismus, ein »wohlwollend auf das Ungewisse Zugehen«, eine Art allgemeines Grundvertrauen? Er selbst hielt sich nicht für unkritisch, bevorzugte den Optimismus vor der Naivität, war romantisch und glaubte trotz allem immer wieder an das Gute im Menschen. Wenn es die Situation nahelegte, trampelte er, auch jetzt noch mit Neunundsechzig, und es klappte in der Regel. Er war ein neunundsechzigjähriger Mann mit gelegentlichen kindlichen Attitüden. Wir haben es also mit einem in sich ruhenden älteren Herrn zu tun, der die Natur liebt und der sich auf die bevorstehenden Elbatage freut, den exzellenten Kaffee, seine Zigarren, auf Fisch und Pasta, Wein und Kognak, auf anstrengende Wanderungen, geruhsames Strandleben ...

Er war zuversichtlich, wieder im »Olivio« bei Maria unterzukommen, zuversichtlich, dass das Genuatief sich verziehen würde, zuversichtlich, dass ihm die eine oder andere kleine Geschichte zuflöge, zuversichtlich, dass das Wasser warm genug sein und die giftigen Medusen sich weit genug vom Strand entfernt herumtreiben würden.

Er freute sich auf das Blühen und auf die Düfte, auf den Gesang der Nachtigallen, »seinen« Falken, der sie seit Jahren begrüßte, er freute sich auf die Schlangen, Eidechsen und Geckos, auf die zutraulichen Oktopusse, auf die warmen Steine, auf denen er so gerne lag. Er freute sich auf

Begegnungen mit Wildschwein, Mufflon und Gämse, auf die Fledermäuse und Schleiereulen am Abend und auf die Sonnenuntergänge, auf die langsame Verfärbung des Himmels, das Auftauchen der bekannten Sterne und auf den Mond, der jetzt zunehmen würde.

Und er freute sich auch auf die Begegnungen mit den Menschen, die er jetzt seit einigen Jahren immer wieder traf. Signora Maria würde einen Moment zögern, bis sie ihn erkannte, um dann zu strahlen und wortreich ihre Überraschung und Wiedersehensfreude zu artikulieren, ohne zu berücksichtigen, dass er die Sprache nicht beherrschte. Der Lieblingswirt würde sie herzlich begrüßen, der alte Frisör mit dem langen Bart milde lächeln und dabei das Gefühl des »Wiedererkanntwerdens« mit dem Gefühl unpersönlichen Lächelns in ihm in der Schwebe halten.

Da saß der alte Mann neben seiner Frau auf der Fähre, hielt sein Gesicht mit geschlossenen Augen in die Sonne, zuversichtlich und voller Vorfreude, und auf seinem warmen Gesicht lag ein kleines, feines Lächeln.

Vielleicht war er ja zu blauäugig? Doch es schien alles wie erhofft. Maria freute sich. »Olivia«, das winzige kleine Häuschen mit dem überwucherten Dach, verschwand kaum sichtbar im satten Frühlingsgrün des Gartens. Ihr Lieblingsplatz war frei. Die Begrüßung durch den Lieblingswirt

wie erwartet herzlich, selbst seine Frau, die immer kühler und zurückhaltender war, küsste sie auf die Wangen, schenkte ihnen ein Lächeln und fragte wohlwollend »come vai?«

Der Mann war zufrieden.

Er war kein Mann der Farbe, vermutlich auch deshalb, weil er die bei Männern häufige Farbschwäche für Rot und Grün hatte. Formen, Strukturen sah er besser, dafür interessierte er sich. Töne und Düfte nahm er intensiv wahr und konnte sich daran berauschen. Farben fanden für ihn weniger statt, dennoch sie kamen vor, wie gestern: Die kleine sattgelbe Blume, die im Schatten stand und deren winzige Blüte, von einem verrirrten Sonnenfleck getroffen, leuchtete. Sie strahlte ihn an, er fühlte sich persönlich gemeint. Schön war das. Vermutlich war dieses eingeschränkte Farbsehen ein Grund dafür, dass er sich gerne grau kleidete. Er verstand sich als Mann der leisen Töne, vermied alles Grelle, und so schien ihm seine Vorliebe für graue Kleidung ein Wesenszug, den er an sich schätzte. Grelle Farben, vor allem bei älteren Zeitgenossen, empfand er als peinlich.

Seine Frau hatte ein besonders geschultes Gefühl für Farben. Sie hatte in ihrer Jugend ein wenig gemalt, und so war sie es, der es zuerst auffiel, dass der Ginster deutlich verhaltener blühte als in den Jahren davor. Er nahm ihr Bedauern darüber ziemlich nüchtern entgegen, weil er sich einfach

nicht so recht an die Üppigkeit der früheren Ginsterblüte erinnern konnte.

Er war nicht beunruhigt.

Oder doch? Auf dem beschwerlichen Weg zu einem ihrer Lieblingsstrände, an dem sie meist ganz allein waren, blühte es, außer der Ginster, üppig. Zistrosen in Weiß und kräftigem Rosa; groß und kleinblütig, gelbe und weiße Margeriten, Gräser mit phantastisch strukturierten Fruchtkörpern, Lavendel ...

Auch die Bäume, wenn auch unscheinbarer, blühten, und all das duftete unvergleichlich. Dieser Duft war einer der Gründe dafür, dass sie immer wieder die weite Fahrt auf sich nahmen.

Doch dann schien ihm, dass auch dieser berauschte Duft weniger intensiv war als zuvor. Vielleicht lag es einfach daran, dass seine Sinne nachließen? Er war nicht wirklich beunruhigt.

Der Duft des kleinen Rosenbusches auf ihrer Terrasse war in den letzten Jahren von besonderer Bedeutung gewesen, weil er nicht nur so intensiv war, sondern weil seine Aromen so einzigartig, mit nichts zu vergleichen und wohl auch gerade deshalb so schwer zu beschreiben waren. In jedem der vergangenen Jahre hatte er immer wieder innegehalten und sich an diesem Duft berauscht. Er war dann eingetaucht in dieses Wunder, das weder zu sehen noch zu fassen war, und jedes Mal

war die Zeit für einen Moment stehen geblieben, war seine Wahrnehmung »einspitzig«, wie es die Buddhisten empfehlen, also achtsam, wertschätzend und fokussiert, und dadurch die scheinbare Trennung von Ich und Nichtich, die scheinbare Dualität alles Wirklichen aufgehoben.

Eine Kultur des Riechens findet im Allgemeinen nur am Rande statt. Weinkenner und Liebhaber guten Tabaks bilden da nur eine kleine Minderheit, auch Gärtner vielleicht und die wenigen Freunde des guten Geruchs, derer, die gerne gut essen und die sich an den feinen, bezaubernden Düften wirklich exquisiten Parfüms erfreuen. Er erinnerte sich, dass der Geruch entscheidend für die Arterhaltung verantwortlich ist, da das »gut riechen können« eines anderen Menschen als zumeist unbewusster Kompass dient, der Zuneigung oder eben auch Abneigung erzeugt. Natürlicher Geruch, Schweiß, alles was an uns riecht, ist in Verruf gekommen und tendenziell mit Ekel belegt. Können wir uns selbst so wenig riechen? Nicht die Natürlichkeit des Anderen? Dabei leitet uns doch der Geruch, mehr als alles andere bei der Partnersuche, zumeist unbewusst, den Weg. Je unterschiedlicher die genetische Ausstattung zweier potentieller Partner, umso optimaler die genetische Durchmischung und umso attraktiver der gegenseitige Geruch. Genial ausgedacht. In Sachen Geruch ist die Paradoxie auf die Spitze getrieben. Einerseits wird mit viel Aufwand jeder natürliche, menschliche Geruch ausgemerzt,

Unsere Angst schwand, was blieb war Respekt, Freude, das Gefühl einer uralten Verwandtschaft, eine Ahnung zeitloser Verbundenheit und eine tiefe, friedliche Entspannung.

Er schien damit erreicht zu haben, was er wollte, wandte seinen Kopf mit den prächtig, formvollendet gewundenen, an Schneckenhäuser erinnernden Hörnern und stieg langsam den Hang wieder hinauf, bis wir ihn nicht mehr sahen, nicht mehr hörten ...

Wir waren noch eine Weile ganz still nach dieser Begegnung mit unserem Muffloni.

Dank

Diese Geschichten sind ein Rückblick auf meine italienischen Erfahrungen, und ich staune über die Vielfalt und Unterschiedlichkeit dieser Erfahrungen. Immer wieder wundere ich mich darüber, dass sich mir diese Geschichten schenken. Das italienische Klima scheint in dieser Hinsicht besonders fruchtbar. Zum Klima gehören in diesem Sinne nicht nur die Temperaturen, Sonne, Wellen und Wind, auch die Farben des Himmels, die Düfte, Wein und Fisch, Mufflons und Glühwürmchen, Nachtigallen und Bienenfresser und, und das wohl in ganz besonderer Weise, die Menschen, die mir dort begegneten:

Signora Maria, die uns seit zehn Jahren beherbergt, die Wirtsleute, denen wir manche kulinarische Überraschung verdanken, die freundlichen Menschen, die uns mittlerweile wiedererkennen und die uns willkommen heißen; in der Bar, am Strand, oder beim Bäcker.

Danken möchte ich meiner Frau Ulrike für ihre Resonanz und ihre Toleranz, wenn mich das Schreiben ganz absorbiert, und meiner Tochter Barbara für ihre geduldige Hilfe bei allen digitalen Fragen. Den Freunden Erika und Peter danke ich für ihre immer wieder fruchtbaren Korrekturen und Hinweise bei der Durchsicht der Manuskripte.

Meinem alten Freund Erwin danke ich, für seine fünfzigjährige Begleitung. Ihm sind diese kleinen Geschichten gewidmet.

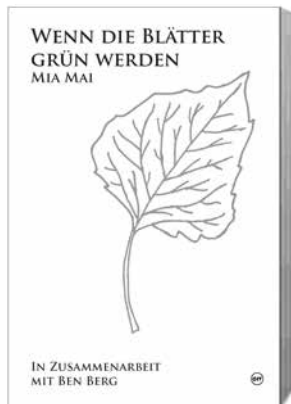


Sexueller Missbrauch

Mia Mai

Wenn die Blätter
grün werden

Nur Liebe ist mächtig
genug der Gewalt ins
Gesicht zu schauen.



Paperback 228 Seiten
15,- Eur[D] inkl.MwSt.
ISBN 978-3-939300-03-8

E-Book Kindleformat
VK 5,- Eur[D] inkl.MwSt.
ISBN 978-3-939300-30-4

Wenn du einem Kind von klein auf erzählst, die Blätter an einem Baum seien lila, dann glaubt es das Kind.

Wenn das Kind älter wird und erkennt: Die Blätter am Baum sind in Wirklichkeit grün, wird es das Gefühl behalten, die Blätter seien lila. Natürlich hat der Kopf schon lange begriffen: Die Blätter sind grün. Aber stellt sich das Gefühl nun gegen die eigenen Eltern? Haben die Eltern gelogen? Sie sagten, die Blätter seien lila. Und wenn, warum haben sie gelogen? Den Eltern kann man immer vertrauen, oder nicht? Doch wenn meine Eltern gelogen haben, wann haben sie noch gelogen? Ist nun alles andere auch eine Lüge? Kann ich ihnen noch vertrauen? Meinten sie es wirklich gut mit mir? Sie waren doch so gut zu mir.

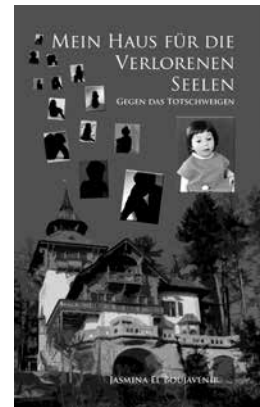


Sexueller Missbrauch

Jasmina El Boujavenir

Mein Haus für die
verlorenen Seelen

Gegen das Vergessen



Paperback 304 Seiten
15,- Eur[D] inkl.MwSt.
ISBN 978-3-939300-29-8

E-Book Kindleformat
(In Vorbereitung)

Mein Haus für die verlorenen Seelen; ein Rundgang der besonderen Art. Wie vermittelt man Gefühle? Wie erhält man Einblick in eine geschundene und gequälte Seele? Für manches Grauen scheint es keine Worte zu geben und sexueller Missbrauch an Kindern zählt mit Sicherheit dazu. Aber dann kommt Jasmina el Boujavenir und nimmt uns an die Hand, lädt uns ein zu einem Rundgang in ihr Haus für die verlorenen Seelen. Mit zärtlicher, fast versöhnlicher Stimme weist sie uns daraufhin, was uns immer im nächsten Raum erwarten wird, begleitet und beschützt uns. Und am Ende haben wir dann ein Bild von einem Mädchen, das in Worte fassen konnte, was eigentlich nicht in Worte zu fassen ist.



www.civ-buch.de